

Utopische Perspektiven in der Bibel

Was sind Utopien?

1. Utopien sind der literarische Versuch, Menschen in hoffnungsloser, elender Situation neue Hoffnung zu vermitteln und sie, wenn möglich, aus resignativer Lethargie in einen Prozess aktiver Umgestaltung der Verhältnisse einzubeziehen. Dabei liegt die „utopische Zukunft“ zwar weit voraus, ist aber innergeschichtlich durch die Mitgestaltung vieler zu erreichen. So hat sie eine tröstende und eine aktivierende Seite. Wichtige Verfasser sind Propheten und Utopisten der letzten Jahrhunderte.

2. In einer Zeit völliger Hoffnungs- und Aussichtslosigkeit ist in den letzten Jahrhunderten vor Christus in der jüdischen Gesellschaft eine zweite Utopieform kultiviert worden, die von christlichen Schriftstellern übernommen wurde: die Apokalyptik. Sie verlagerte die ersehnte Veränderung der politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse in ein Jenseits, das sich durch Platons Zweiteilung der Welt (Dualismus) in die Welt der Ideen und unsere nur als Schatten jener Welt existierenden Erde anbot. Apokalyptische utopische Bilder haben enormen, überwiegend jedoch verderblichen Einfluss auf die Geschichte bis in unsere Tage hinein ausgeübt.

3. "Utopien" waren bisher die intelligenteste Art der Gesellschaftskritik. Die erste uns bekannte Utopie „Politeia“ stammt von dem griechischen Philosophen Platon (427-347 v.Chr.). Thomas Morus (1487-1535), dessen „Utopia“ der Literaturgattung ihren Namen gegeben hat, verlegte sein „Utopia“ auf eine ferne Insel. In den Jahren bedeutender geographischer Entdeckungen ist die „Insel“ auch ein Modell für das Mögliche, das es zu entdecken gilt.

Politische Utopien sind Dokumente der kritischen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der je eigenen Gegenwart. Sie formulieren das Elend der Armen und Unterdrückten, der Benachteiligten und Marginalisierten und helfen zu der Erkenntnis, dass Armut und Unterdrückung nicht von Gott gewollte oder naturgegebene Schicksale sind, sondern Folgen bestimmter interessengeleiteter Handlungsweisen und von Menschen geschaffener Strukturen. Sie unterstreichen die biblische Erkenntnis, dass die "Armgemachten" nicht hoffnungslos ihrem Elend ausgeliefert bleiben müssen, sondern dass es für sie eine Hoffnung, eine Alternative gibt. Angesichts der Machtverhältnisse und der damit gegebenen Gefährlichkeit kritischer Äußerungen gegenüber den Machthabern liegt diese Alternative freilich weit entfernt auf einer abgeschirmten Insel (Raum-Utopien) oder weit voraus in einer noch nicht erreichten Zeit (Zeit-Utopien). Wenn auch in unterschiedlich intensiver Weise, mit fortschreitender Zeit immer dringlicher, so gehen doch alle Utopien davon aus, dass es so, wie es jetzt ist, nicht bleiben kann und darf - um der

Menschlichkeit des Menschen willen. Die Gründe für die Gesellschaftskritik sind begreiflicherweise im Zeitalter des Thomas Morus (16. Jhdt.) andere als im 20. Jahrhundert. Während es beispielsweise im Zeitalter der Renaissance und der Reformation der Adel und der Klerus ist, der die herbe Kritik der Utopisten auf sich zog, so ist es in unserer Zeit vor allem die sinnlose und lebensgefährdende Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen, unbegrenzte Profitsucht und ungehemmter Konsum, verbunden mit der Illusion, dadurch Glück und Zufriedenheit zu finden.

Die Utopie des „Reiches Gottes“ in der hebräischen Bibel

Die Bibel ist voller utopischer Verheißungen, nicht nur die hebräische Bibel, sondern auch das Neue Testament, und hier besonders die Evangelien. Die ganze Geschichte Gottes mit seinem Volk wirkt wie eine einzige grandiose Utopie. Theologisch wird sie als Verheißungsgeschichte bezeichnet. Sie beginnt mit Abraham, dem verheißen wird, dass alle Völker, alle Familien der Erde durch ihn gesegnet werden sollen. Seine Nachkommen sollen so zahlreich werden wie der Sand am Strand des Meeres und wie die Zahl der Sterne am Himmel. Diese Verheißung wird für Isaak und Jakob wiederholt. Später klingt die Verheißung des Landes, in dem „Milch und Honig fließen“ wie eine utopische Ankündigung, obwohl diese Verheißung nur auf ein Land hinweist, in dem es Ackerbau und Tierzucht gibt.

Als große Teile des Volkes in die babylonische Gefangenschaft verschleppt werden, lesen wir den Brief des Propheten Jeremia, in dem es erst heißt: Richtet euch in dem neuen Land auf lange Zeit ein. Aber dann heißt es: „Erst wenn volle siebzig Jahre für Babel abgelaufen sind, werde ich euch heimsuchen und mein Verheißungswort an euch erfüllen, euch an diese Stätte zurückbringen“ (Jeremia 29, 10). Klar ist mit dieser Ankündigung, dass keiner der Lebenden diesen Tag erleben wird. Aber die Hoffnung auf eine grundlegende Veränderung bleibt.

Besonders hoffnungsvoll klingen die utopischen Ankündigungen im 2. und 3. Teil des Buches Jesaja. Ein Prophet ist eigentlich kein Utopist, sondern ein Deuter der gegenwärtigen politischen Lage. Er beurteilt sie gewissermaßen „mit den Augen Gottes“ oder genauer: mit Hilfe der früher ergangenen Wegweisungen Gottes und leitet daraus Folgerungen ab. Solche Vorhersagen sind vielfach schreckliche Ankündigungen politischer und individueller Niederlagen, die häufig dann auch eingetreten sind (z.B. Amos 2,4-16; 5,18-20; 6,8-14). Andererseits bekommen solche Ableitungen zumindest teilweise den Charakter von utopischen Vorhersagen, die eine bessere Zukunft ankündigen. Als der Prophet sieht, dass das Nachbarreich der Perser im politischen-militärischen Aufstieg begriffen ist, sagt er den Niedergang der babylonischen Macht voraus und damit die Heimkehr der jüdischen Ge-

fangenen, die sich freilich in Jahrzehnten so eingerichtet haben, dass nur wenige Lust verspüren, in die „alte Heimat“ zurückzukehren. In der politischen Beurteilung der Lage erscheint der Perserkönig Kores (Cyrus) als der von Gott versprochene Messias, Gottes „Sonderbeauftragter“ und Retter. Die utopischen Ankündigungen werden dabei ins Unglaubhafte gesteigert: „Auf kahlen Hügeln lasse ich Ströme hervorberechen und Quellen mitten in Tälern; die Wüste mache ich zu Wasserteichen und zu Wasserquellen dürres Land. Ich lasse in der Wüste Zedern wachsen, Akazien, Myrten und Oliven; ich will Zypressen in der Steppe pflanzen, Ulmen und Fichten zumal“ (Jesaja 41,18f.). Von besonders eindrucksvoller Schönheit ist die Utopie eines „neuen Himmels und einer neuen Erde“ im 3. Teil des Buches Jesaja (65, 17 – 25). Die Abschaffung jeglicher Ausbeutung, des frühen Sterbens von Kindern, des Krieges, und die Freude, die Ergebnisse eigener Arbeit genießen zu können, sind offenbar Zeichen einer Welt, wie JAHWE sie will. Schließlich wird selbst die Natur einbezogen: „Wolf und Lamm werden beieinander weiden, der Löwe wird Stroh fressen wie ein Rind, und Staub wird die Speise der Schlange sein“ (65, 25).

Durch die Friedensbewegung in der DDR ist besonders eine spezifische Friedensverheißung ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt worden: JAHWE, heißt es bei Jesaja (2, 4; fast gleichlautend bei Micha 4,3), wird als Schiedsrichter zwischen den Nationen auftreten mit folgendem Erfolg: „Sie werden umschmieden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Speere zu Winzermessern. Nimmer wird Volk gegen Volk zum Schwert greifen; üben wird man nicht mehr zum Krieg“. Die Sowjetunion hatte den Vereinten Nationen eine großartige Statue mit diesem Symbol geschenkt, das dann

von der Jungen Gemeinde in der DDR zu ihrem Friedenssymbol gemacht wurde.

Im Gebet vor JAHWE hört der Beter, was JAHWE verkündet: „Wahrhaftig, er kündigt den Frieden: Frieden seinem Volk und all seinen Frommen, allen, die sich von Herzen zu ihm bekehren. Ja, allen, die ihn fürchten, ist nahe sein Heil, und Herrlichkeit wird wohnen in unserem Land. Begegnen werden sich Erbarmen und Treue, Gerechtigkeit und Frieden werden sich küssen“ (Psalm 85,9-11). An diesem Gebet (Hans-Joachim Kraus nennt den Psalm eine „Klageliturgie“ – Psalmen Bd. 2, S.591) wird deutlich, dass alle solche utopischen Sätze Hoffnungen beinhalten, die sich der gegenwärtigen Wirklichkeit entgegenstellen und Kraft geben, der Resignation zu widerstehen. Zeitlich dürfte der Psalm in die Nähe des 3. Teils des Jesaja-Buches gehören.

Besondere Beachtung verdient die Zusammenstellung von Gerechtigkeit und Frieden. Sie finden wir auch bei Jesaja 32,17: „Der Gerechtigkeit Frucht wird Friede sein“. Dabei ist die Reihenfolge entscheidend. Kein Friede ohne Gerechtigkeit – eine Wahrheit, die wir selber in täglichen Nachrichten bestätigt finden, die sich aber bedauernswerterweise bei den entscheidenden Politikern noch immer nicht ausreichend herumgesprochen hat.

Seit den Zeiten der Makkabäerkriege wird die Utopie immer unrealistischer. Prophetische Utopien nähren die Hoffnung, dass es bald oder doch eines Tages anders werden wird. Nun aber wird das Hoffnungsbild von der Zukunft aus einer möglichen geschichtlichen Erfahrung innerhalb der Zeit in ein zeitloses Jenseits projiziert, von dem niemand weiß, ob und wann es sich jemals auf das Leben überhaupt auswirken kann. Dieser theologische Umschwung führt in die literarische Gattung der Apokalypsen. In ihnen können die abenteuerlichsten Bilder entwickelt und Behauptungen aufgestellt werden, deren Realitätswert von niemandem nachgeprüft werden kann. Diese Art Literatur findet sich sowohl als nachträgliche Eintragungen in früher entstandene Schriften wie auch in aktuellen Büchern, z.B. in Teilen des Buches Daniel, in späteren nicht mehr kanonischen Schriften, und im Neuen Testament („Apokalypse des Johannes“). Auch Markus 13 gilt als ein „apokalyptisches Flugblatt“. Das apokalyptische Denken wurde in den letzten Jahrhunderten vor Jesus entwickelt und war in seiner Zeit und später von prägender Kraft und hat viele Bilder, Gedanken und Aussprüche produziert. Vorausgesetzt wurde dabei eine Aufteilung der Welt in zwei Bereiche, wie wir das besonders ausgeprägt bei dem griechischen Philosophen Plato (427 – 347 v.Chr.) finden, für den die Welt zweigeteilt ist, unsere erfahrbare Welt, die aber nur wie der Schatten der eigentlichen überirdischen Welt verstanden werden kann. Dieser Dualismus vom Hier und Jenseits hat sich in der europäisch-amerikanischen Welt beherrschend ausgewirkt und bestimmt noch heute durch die Nachwirkungen der Geschichte und durch das Festhalten an in diesem Weltbild formulierten Lehren das Denken vieler Menschen, auch vieler Theologen.

Kirchliche Lehren und Dogmen setzen das Denken Platons voraus, weil sie fast durchweg in Jahrhunderten formuliert wurden, in denen der Neuplatonismus die (fast) allgemein anerkannte Weltanschauung und Philosophie darstellte. Wie gefährlich und irreführend aber diese platonische Zweiteilung der Welt ist, wird besonders deutlich, wenn wir uns dem Neuen Testament zuwenden und den Hauptbegriff der Verkündigung Jesu in den Blick nehmen. Ohne Zweifel ist das die Verkündigung des „Reiches Gottes“ bzw. – wie Matthäus schreibt – des „Himmelreichs“ („Himmel“ ist für Matthäus ein Ersatzwort für „Gott“). Besonders der Begriff „Himmel“ verleitete dazu, ihn als Gegensatz und Gegenüber zur Erde zu interpretieren. Dabei bedeutet „Himmel und Erde“ wie 1. Mose 1,1 nur so viel wie „alles“ und „überall“. Was die Verkündigung Jesu inhaltlich besagt, wird in den Evangelien breit entfaltet, auch von Paulus aufgenommen, wenn er schreibt (Römer 14,17-19): Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude im Geist Gottes. Schließlich wird sein Inhalt in den beiden letzten Kapiteln der Bibel

(Offenbarung 21 und 22) in einem grandiosen Bild zum Abschluss gebracht. Hier wird sichtbar, was es bedeutet, wenn Gott „in der Mitte der Gesellschaft“ sein Zuhause findet.

In den Wirren der letzten Jahrhunderten vor Jesus, in denen die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Selbständigkeit Israels und, womöglich, die Wiedererrichtung des Großreiches von David und Salomo immer mehr schwand, verlagerte sich die Hoffnung auf ein freies Israel/Palästina ganz und gar in das Jenseits der Geschichte. Zu dieser neu entstehenden apokalyptischen Theologie gehörte auch und Zentral der Kampf der „himmlischen Heere“ Gottes bzw. des Erzengels „Michael und seine Engel“ (Offbg.12, 7) gegen die Feinde Gottes. Dieser Kampf am Ende der Zeiten wird in diesen Jahrhunderten Teil einer Utopie, die die innergeschichtliche Utopie der Propheten ersetzen muss. In so deprimierenden Zeiten, in denen das Volk in schrecklicher Unterdrückung leben und sogar die rücksichtslose Entweihung des Tempels in Jerusalem erleiden muss, gibt es keinen „innergeschichtlichen“ Trost mehr, keine Hoffnung auf eine kommende Zeit, wie sie selbst die Gerichtspropheten immer noch in Aussicht gestellt hatten. Da bietet sich, als sich die griechisch beeinflusste Weltanschauung vor allem im außerhalb Palästinas lebenden Judentum immer stärker verbreitet (für sie werden sogar die Schriften der Bibel ins Griechische übersetzt – die Septuaginta), die Aufnahme des griechischen Dualismus geradezu an, um wenigstens für das nahe oder ferne Jenseits eine Umkehrung der Verhältnisse zugunsten der treu Gebliebenen anzukündigen. Die christliche Gemeinde braucht dieses Mittel der Hoffnung und des Trostes nur zu übernehmen, als sie erste Verfolgungen erleiden muss. Als im Jahre 64 unter Kaiser Nero die römische Gemeinde schwerste Verfolgung erfährt, nimmt wenige Jahre später der Evangelist Markus ein apokalyptisches Szenarium in sein Evangelium auf (Kap.13), und als in den neunziger Jahren die Domitianische Verfolgung über die Christen weiter Gebiete im römischen Reich verhängt wird, entsteht die Apokalypse des Johannes.

In welchen Szenarien auch immer, ob in innergeschichtlichen durch die Propheten oder in außergeschichtlichen, jenseitigen durch die Apokalyptiker, der Charakter der Utopie und ihr Zweck bleibt unverändert erhalten: Sie soll die Leidenden trösten und ihnen Kraft zum Durchhalten vermitteln, weil das Ende ganz bestimmt gut wird. Denn das Ende liegt in Gottes Hand, der seinem Volk, den ihm Treugebliebenen auch treu bleibt, wie er es von Anfang an versprochen hat, und sie nicht enttäuschen wird.

Formal ist das alles also eine wunderbare Utopie, die uns vor Augen gemalt wird, die einen, in unserer Sprache formuliert, seelsorgerlichen Hintergrund hat und in schweren Zeiten entsteht, stets weiterentwickelt und durch immer neue Aspekte entfaltet wird.

Jesus, das können wir vorsichtig behaupten, hat selber nicht „dualistisch“ gedacht und geredet. Alles, was von ihm überliefert wird, ist – mit Vorsicht gesagt – auf die ihm gegenwärtige Welt bezogen. Jesus brauchte nicht die „Nähe“ des Reiches Gottes zu verkünden, wenn es "irreal" gewesen wäre, d.h. wenn wir dieser "nahen", von Gott gewollten Welt nicht "näher kommen" können wie Jesus selber, d.h. auf seinem Weg als "Ebenbilder Gottes" oder sogar „Mimen Gottes“ (Epheser 5,1) oder "Söhne und Töchter Gottes". Weder Gott noch Jesus sind so uninteressiert an dieser Erde, dass sie ihre Verheißung für "nach dem Tod" (aller Menschen) aufheben. Auch wenn wir die Vollendung nie erreichen können (sie wäre das Ende der Geschichte; das Paradies ist für immer verloren), können wir der Welt, wie Gott sie will, doch immer näher kommen.

Verantwortliche Leute der Kirche allerdings haben uns eingeredet, dass die von Jesus entwickelten Gleichnisse und Bilder und auch direkten Aussprüche keineswegs Anleitungen zur Gestaltung unseres wirklichen Lebens seien. Selbst mit der Bergpredigt könne man keine Politik machen, wird gesagt (und von Altkanzler Helmut Schmidt immer wieder behauptet), um sich den Weg für jede andere, auch gegen Gott und Jesus gerichtete Option offen zu halten, auch für Ungerechtigkeiten jeder Art, für Gewalt und Krieg und für die ungehemmte Ausbeutung und Zerstörung der Schöpfung.

Der Sinn utopischer Bilder aber, sofern sie nicht in politischen Krisenzeiten wegen der Unmöglichkeit gegenwärtiger Veränderungen in eine jenseitige Zukunft verlagert wurden, ist die Richtungsveränderung politisch-ökonomisch-gesellschaftlicher Entscheidungen. So ist der Sinn der Verkündigung Jesu die Veränderung der Lebensbedingungen der Menschen im Geist der Liebe Gottes. Wer das „Reich Gottes“ auch in bester seelsorgerlicher Absicht in ein wie auch immer geartetes Jenseits verschiebt, hat Jesus nicht verstanden oder glaubt ihm nicht. Er traut dem Geist Gottes nicht zu, dass er Menschen aufwecken, verändern und in Bewegung bringen, motivieren kann, sich im Geist der Liebe Gottes und des Vorbilds Jesu (1.Petrus 2,21) für veränderte gesellschaftliche Verhältnisse einzusetzen, egal ob sie nur das Leben eines Einzelnen, einer Familie, einer Gruppe, eines Volkes oder der Menschheit insgesamt verändern. Warum sollte Jesus scheinbar pausenlos vom „Reich Gottes“ gesprochen haben, wenn er der Überzeugung gewesen wäre, dass es sich dabei um eine „jenseitige“ Wirklichkeit handelt, die für die Lebenden nichts einbringt?

Zum besseren Verstehen, was Jesus meinte, ist es hilfreich, den Begriff „Reich Gottes“ zu übersetzen in „die Welt, wie Gott sie will“. Die Welt kann so verändert werden, wie Gott es will, und weil er es will, ist es auch möglich. Das ist die Jesuanische Botschaft mit ungeheurer Tragweite. Als die die gesamte Dogmengeschichte bestimmenden Kirchenleute der ersten Jahrhunderte (die „Kirchenväter“) „die Welt, wie Gott sie will und möglich

macht“ ins platonische Jenseits verlagerten (wogegen nur Tertullian um 200 auftrat und dafür als Ketzer ausgeschlossen wurde: Was hat Athen mit Jerusalem zu schaffen? ... Hüte man sich vor solchen, die ein stoisches, platonisches und dialektisches aristotelisches Christentum erfunden haben!) taten sie es sicher auch deswegen, weil sich die Kaiser, von denen die Anerkennung der Kirche und damit das Ende langer Leidenszeiten für die Christen abhingen, jede Einmischung in die Staatspolitik verbieten hätten. Dabei war die Verfälschung der Botschaft Jesu – bewusst oder unbewusst – zunächst nur ein Trick, um freie Hand zu haben im Umgang mit den Kaisern und Königen, später freilich auch für die eigene Kirchenführung, die – gegen Gottes Willen und Jesu Vorbild - Kriege, Sklaverei, Folter, Mord, Hexen- und Judenverbrennungen usw. tolerierte oder sogar anstiftete. Ob sie später sogar selber daran glaubten, bleibt eine offene Frage.

In diesen Zusammenhang gehört auch, dass die bis dahin eindeutige Kriegsdienstverweigerung der Christen nun trotz Jesu Seligpreisung der Friedensstifter unter den neuen Bedingungen der Anerkennung der Kirche durch den Kaiser abgeschafft wurde. Weil Kaiser Konstantin das Kreuz dem Heer vorantragen ließ, „durften“ sich nun auch Christen ins gegenseitige Abschlachten zum höheren Ruhm des Kaisers führen lassen (später hieß es: „Für Führer, Volk und Vaterland“).

Damit war die Botschaft Jesu nicht nur entschärft, sie war völlig unschädlich gemacht und in ihr Gegenteil pervertiert. Und das sollte Folgen haben bis in unsere Zeit. Die Utopie Jesu, in die er Menschen hineinstellte und hinein rief, wurde zur Illusion, zur unrealistischen Vertröstung auf ein „Später“ im Jenseits, die zumindest seit der Aufklärung und dem Ende der klerikalen Bevormundung die Sache Jesu völlig unglaubwürdig werden ließ. Der Schaden, der damit angerichtet wurde, war und ist noch immer unbeschreibbar groß, erlaubte die neue Sichtweise doch nun jedes Verbrechen, und das sogar – was das Allerschlimmste wurde – im Namen Jesu. Seine Verkündigung vom „Reich Gottes“ galt ja nun nicht mehr für unsere Erde, für die Menschen ohne Hoffnung, für die Ausgegrenzten, die Verachteten, die Armgemachten, für die Frauen und Kinder. Sie alle konnte man nun weiter unter absoluter Männerherrschaft der Kirche nach Herzenslust quälen und unterdrücken, konnte sich an Verbrechen aller Art beteiligen, und man tat es offensichtlich mit „gutem Gewissen“ und „viel Erfolg“. Kein Wunder, dass sich seit der Aufklärung die Zahl der „unchristlichen“ Utopien schnell vermehrte und ihrerseits Hoffnungen zu geben sich bemühten. Karl Marx respektierte zwar die positive Seite der Religion als einzig mögliche Trösterin der hoffnungslos Unterdrückten („Opium des Volkes“ sei die Religion, schreibt er, wobei Opium zu seiner Zeit das einzige Mittel der Medizin war, Menschen vor dem Verlust ihres Verstandes bei schweren Operationen zu bewahren), seine „kommunistische Gesellschaft“ aber würde, so war er überzeugt, keine Religion, keinen Gott mehr brauchen. Die

Religion gehört für ihn zu dem, was dann nicht mehr benötigt werden wird und seine Hilfsfunktion, unerträgliche Schmerzen der Unterdrückung erträglich zu halten, verloren hat. Er erlebte den Missbrauch der Religion mit. Diejenigen, die 70 – 100 Jahre später die Marx'sche Utopie einer kommunistischen Gesellschaft verwirklichen wollten, scheiterten an sich selber und ihrem unmenschlichen Menschenverständnis. Bert Brecht: „Wir, die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit, konnten selber nicht freundlich sein. Ihr aber, wenn es so weit sein wird, dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist, gedenkt unserer mit Nachsicht“ („An die Nachgeborenen“).

Es gehört zu den größten Wiederentdeckungen unserer Zeit, dass Jesus heute als ein Jude, als ein Mensch verstanden wird, der Gottes Willen verkündete und nach Kräften selber umsetzte. Weil er keine Macht besaß, konnte er nicht die ganze Gesellschaft verändern, aber er zeigte überall, wo ihm hilflose Menschen begegneten, wie Gott es meint und will und wie es deshalb auch möglich ist. „Zöllner und Sünder“, Behinderte und Kranke, Frauen und Kinder spürten durch seine Zuwendung Gottes Liebe und machten erste Erfahrungen mit Gott im eigenen Leben. Menschen, die nach den 365 Regeln der Priester ausgeschlossen waren vom Heil und der Gesellschaft und zur Wiederaufnahme erst einmal kräftig im Tempel zahlen mussten (Geld oder Tiere zum Schlachten, was den Unterhalt für die Priester ausmachte), lud Jesus zu sich ein und vermittelte ihnen die Erfahrung der Liebe Gottes, die ihnen auch ohne Bezahlung im Tempel galt. Was diese befreiende Botschaft für hoffnungslose und abgeschriebene Menschen bedeutete, ist heute kaum noch vorstellbar. „Gott hat uns lieb!“ Und welche Folgen hatte das für das Selbstwertgefühl und die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der anderen!

Jesus selber ließ Menschen die Erfahrung machen: Die Botschaft vom „Reich Gottes“ will diese vorfindliche Welt verändern, will sie menschlicher machen, will sie Gottes Ziel mit der Welt näher bringen. Wenn seine Botschaft lautet, „das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen“, dann bedeutet das, dass die Welt, wie Gott sie will und möglich macht, erreichbar ist, dass sie „vor der Tür“ steht, dass wir uns auf sie einrichten können und sollen. Sicher, auch Jesus wusste vermutlich, dass das Paradies für immer verloren ist, dass also die Welt, wie Gott sie will, nicht überall und für immer erreicht und vollendet werden kann, zumal das wegen Wegfall von Veränderungen und Entwicklungen Stillstand bedeuten würde und damit das Ende der Geschichte. Aber hier und da und an unzähligen Orten, wo immer sich Menschen wie Jesus vom Geist Gottes anstecken und motivieren lassen, kann Gottes „schöne neue Welt“ erfahrbar werden. Jesus hat es nicht von Kindheit an gewusst. Die Evangelien legen größten Wert darauf, dass er erst durch seine Taufe den Geist Gottes bekommen hat. Erst von diesem Ereignis an lohnt es sich, auf Jesus zu schauen und

von ihm zu lernen. Deshalb sind die gut dreißig Jahre, die vor seiner Taufe liegen, nicht erzählenswert. Erst von da ab wird er der, als den wir ihn kennengelernt haben, das einzigartige Beispiel für einen Menschen, der sich vom Geist Gottes leiten lässt – und das so sehr, dass Menschen, die ihm begegneten und denen er sich zuwandte, ihn wie einen „Sohn Gottes“ erlebten.

Worin besteht also seine „Utopie“, die er verkündet, und was können wir aus ihr lernen?

1. Eine Utopie muss einen realistischen Grund haben. Spinnereien, Ideen, Illusionen reichen nicht aus. Sie bringen ernsthafte Utopien nur in Misskredit. Die Utopie Jesu hatte ihren Grund in Jahrhunderten prophetischer Geschichte seines Volkes.

2. Eine Utopie muss die Welt menschlicher machen. Der Fehler mancher Utopisten der letzten Jahrhunderte bestand darin, dass sie zum Erreichen ihres Zieles erst einmal unwillige Menschen opfern wollten. Jesu Utopie wurde stark und überzeugend, weil er niemanden ausschloss.

3. Eine Utopie muss so entwickelt werden, dass jeder Schritt auf dem Weg zum Ziel bereits dem Ziel entspricht. Genau das hat Jesus beachtet. Nur dadurch wird die Utopie glaubwürdig und kann Menschen bewegen, den Weg mitzugehen.

4. Eine Utopie muss sich auf ein realistisches Menschenbild stützen. Alle Utopisten, die ihre Ideen zu Papier gebracht haben, gingen von einem idealistischen Menschenbild aus. Bert Brecht hat dieses Menschenbild so beschrieben: „Der Mensch, er wäre lieber gut als roh, doch leider, die Verhältnisse sind nicht so“. Also, so dachten er und die anderen: Verändere die Verhältnisse und die Menschen können endlich gut sein. Das aber ist ein Irrtum. Die biblische Sicht ist realistischer: Menschen sind gerecht und ungerecht zugleich. Und Gott ist für alle da.

5. Eine Utopie ist nur dann menschengerecht, wenn sie darauf aufbaut, dass die Menschen gesellschaftliche Wesen, Beziehungswesen, dialogische Wesen sind. Wer die Menschen nur als Individuen versteht, verkennt sie völlig, atomisiert die Gesellschaft und verführt die Menschen zu immer gefährlicheren Irrwegen. Weit verbreitetes heutiges Beispiel: „Was ich tue, ist richtig, weil ich es tue“.

6. Eine Utopie muss deutlich machen, dass das Paradies endgültig verloren ist und nicht wiedergewonnen werden kann. Es gibt nur Schritte auf dem Weg zur Welt, wie Gott sie will und möglich macht. Wer mehr verspricht, täuscht die Menschen.

7. Eine Utopie muss erkennbar werden lassen, dass Menschen nicht allmächtig sind.

Der Philosoph René Descartes (1597-1650), der als „Vater der Neuzeit“ gefeiert wird, wies den Menschen eine einzigartige Stellung in der Welt zu und trennte sie konsequent von allen übrigen Lebewesen, die für ihn nur „Dinge“ waren. Diese Herrschaftsattitüde hat die Erde so sehr geschädigt, dass wir heute nicht wissen, wie wir diese Schäden begrenzen

können. Deshalb muss jede ernst zu nehmende Utopie die Menschen wieder als integralen Bestandteil der ungeteilten Erde sehen lehren.

Dies alles ist in der „Utopie des Reiches Gottes“ beachtet und enthalten, weswegen wir sie als realistisches Bild von der möglichen Zukunft der Erde verstehen. Den Antiutopisten aber, die da meinen, es ginge auch ohne Utopie, können wir mit Robert Musil vorhalten, dass sie nur aus Eigeninteresse die „Utopie des Status quo“ vertreten, die die aller-schlimmste aller Utopien ist, die menschenunwürdigste und menschenverachtendste, weil sie den Reichtum der Reichen, die Armut der Armen, das Elend der Elenden, die Hilflosigkeit der Hilflosen, die Hoffnungslosigkeit der Hoffnungslosen festschreiben möchten in einem System, das nur ihnen selber dient.

Worum es geht, ist unsere Teilnahme an Gottes Kampf um die Rechte der Armen, um Gerechtigkeit für die Entrechteten, also um ein kämpferisches Geschehen, an dem teilzunehmen wir durch unsere Taufe berufen sind (Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, Uppsala 1968).

Eine Realutopie, und um solch eine handelt es sich in Jesu „Welt, wie Gott sie will und möglich macht“, beschreibt das Übermorgen, damit es noch ein Morgen gibt, und beschreibt den gangbaren, den realisierbaren Weg dorthin, den alle Menschen gehen können, wenn sie es nur wollen.

Uwe Dittmer, Potsdam